

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 13 (1919)
Heft: 8

Artikel: Der Generalstreik in Zürich
Autor: Straub, K.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-134510>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Generalstreik in Zürich.¹⁾

Er trägt mitsamt der auf ihn gefolgten und noch folgenden Reaktion sein besonderes Gesicht, anders als 1912, anders als 1918 im November. Auf der einen Seite ist der Streik, das Streiken an sich, zu etwas anderem geworden, als was es noch 1912 gewesen sein mag. Die Bedeutung einer solchen Aktion hat sich gewandelt, weil die Stellung der Parteien zueinander eine andere geworden ist, weil auch die Ereignisse auf der weiten Weltbühne eine ganz deutlich spürbare Rückwirkung auf unser politisches Leben ausüben. Streik ist nach der russischen und deutschen Revolution nicht mehr dasselbe wie vorher. Er hat viel mehr symptomatischen Charakter gewonnen. Er ist nun deutlich zum Sturmzeichen geworden, zum Warnsignal, daß die Weltepidemie auch auf unser Land scheint überspringen zu wollen.

Und damit hängt zusammen die andere Seite des Erlebnisses am vergangenen Streik. Ist jenes gleichsam seine objektive Umgestaltung, so kommt dazu noch eine subjektive: die Führer im Streik machen ihn zu etwas anderem, als er früher gewesen. Sie machen ihn zu etwas, schon das ist bedeutsam. Der 1912er Streik und der Generalstreik von 1918 kamen, was man so gern immer wieder betonen hört, spontan aus den Massen heraus, sie waren Vulkanausbrüche des schon lange grollenden Berges. Vom neuesten Streik kann man das nicht mehr zu behaupten wagen. Er ist ganz deutlich „gemacht“. Am 27. Juli kommt die Anfrage von Basel: macht ihr mit? Und man „macht“ mit. „Sympathiestreik“ ist das erste Panier, womit man um die Gunst der Massen wirbt, „Wirtschaftsstreik“ der kurz darauf herbeigeholte Röder, womit man dem Streik weitere Kreise gewinnen will. Der Streik ist konstruiert, es ist ein „Kunststreik“. Aber nun bleibt man nicht dabei stehen: man schaut weiter, hinaus in die Zukunft. Da verblassen Sympathie- und Wirtschaftsstreik, beide gehören ja doch schon zum alten Eisen; der Streik wird zur völlig neuzeitlichen Waffe umgeschmiedet: er wird zum politischen Streik, zur Episode auf dem Weg zur Revolution, er wird zum Drill auf jenen letzten großen Kampfesfesttag hin. Da vergehen alle jene gutmütig-sentimentalen Streikideen, eine neue grandiose Form des Streikes taucht auf; der Streik als erste Vorübung zur Revolution: zum Bürgerkrieg. Der unbefristete Streik, der in den „offenen“ Bürgerkrieg hin überleiten — kann, vielleicht, aber einst gewiß zu ihm hinführen — soll.

Und das ist das besondere Gesicht des neuesten Streikes, er steht im Dienste jener neuesten sozialdemokratischen Taktik, die durch offenen

¹⁾ Nachdruck nur in ungekürzter Form gestattet.

Die Ned.

Bürgerkrieg, durch Diktatur des Proletariats zur Verwirklichung des Sozialismus führen will.

Das ist nun aber nicht herausgesagt worden, wenn es auch der Aktion zu Grunde lag. Und damit ist das zweite bedeutsame Erlebnis gegeben. Eine sehr bezeichnende Tatsache: man inszeniert einen Machtstreik und nennt ihn Wirtschaftsstreik; man hilft den Genossen in Basel und hat es auf die Gegner in Zürich abgesehen; man hängt den leuchtenden Schild „Solidarität“ aus und sinnt auf Hass und Vernichtung; man spielt den Harmlosen und berechnet schon von Anfang an alle Möglichkeiten zum vernichtenden Schlag; man zieht alle edlen und ergreifenden Register, „röhrt“ Genossen und Freunde, und hat doch die Hand bereit, um die grauenhaftesten Dissonanzen hervorzuquetschen zu lassen. Kurz, man macht die ganze Aktion zu einer großen Lüge.

Und diese Lüge zu tragen und nachher auch auszuköstnen, dazu sind die Genossen gut genug. Die „Genossen“, die man braucht als Mittel zum Zweck, die „Genossen“, deren Begeisterung man nötig hat als Schwungkraft für eine schlau berechnete Spekulation, die „Genossen“, die man Tage lang im Dunkeln tappen lässt, denen man sich auch nicht zeigt, denen gegenüber man der mysteriöse Drahtzieher bleibt, die „Genossen“, von denen man Sklavengehorsam, Disziplin genannt, verlangt. Die „Genossen“, die man — anlügen, wenn man sich selbst betrogen hat und es nicht eingestehen will.

Darum denn auch das momentane Aufschäumen des Zornes auf Seiten dieser Genossen. Sie waren in den Kampf gezogen mit dem Bewußtsein, ihren Genossen in Basel zur Seite stehen und zugleich längst berechtigte wirtschaftliche Forderungen — mit jenen zusammen — energisch und entscheidend verfechten zu können. Nicht die frohe Zuversicht sah man auf ihren Gesichtern, wie sie einem auch schon entgegengeströmt. Sie wußten es deutlicher als je: der Kampf wird härter sein. Aber sie schritten hinein: die Forderungen waren gerecht, schon lange nagte es in ihnen ob der immer und immer noch fortschreitenden Teuerung und Not mannigfacher Art, körperlicher wie geistiger. Wenn auch mit schwerem Herzen, der Entschluß zum Mitgehen wurde gefaßt, im Vertrauen auf die bescheidenen Forderungen und im Vertrauen — auf die Führer, die den Augenblick zum Streik sicherlich nicht anders als günstig ausgewählt und die Forderungen nur als dem Moment angemessen aufgestellt haben konnten. Und wenn am Freitag und Samstag schon Stimmen laut wurden, die nicht befriedigt waren vom Verlauf des Streikes und ihm eine schlimme Prognose stellten, man wies sie mit Entrüstung zurück. Es konnte nicht — es durfte nicht sein! Wenn da und dort die leise Ahnung aufdämmerte am Sonntag, man streife nur noch um — nicht aufhören zu müssen mit Streiken, so ließ man sie nicht

laut werden. Solidarität! Vertrauen! Man rang sie sich ab, es mußte sein. Bis wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Erkenntnis kam: vergebens. Ja, schlimmer: verrannt, verraten! Betrogen von den Wissenden und Führenden. Getäuscht von denen, die schon seit Stunden, seit mehr als einem ganzen Tag das klägliche Ende kommen sahen. Da schäumte die Wut auf. Rüchete sich freilich — welche Ironie! — gegen jene, die ein paar Stunden früher und doch zu spät — zum Abbruch geraten, und ging scheu herum um die Gözen, die zu hoch thronten, als daß man gewagt hätte, sie anzutasten; an denen, unnahbar, wie sie sind, auch die Wut abprallen mußte.

Und das ist das dritte Erlebnis. Nicht daß die ganze Aktion kläglich zusammenbrach, tut weh. Wie kann eine Aktion Bestand haben und den Schwung behalten, wenn sie mit so fadenscheiniger Begründung begonnen und in solcher Zerfahrenheit weitergeführt werden mußte, wie die vergangene? Aber das schmerzt, daß ein solcher Pfuhl von Lüge zum Vorschein kommen mußte, wie das kurz vor dem Abbruch des Streikes geschah. Wo waren die großen Helden der Revolution, des Bolschewismus, der dritten Internationale, oder auch nur des Paradeplatzes und des Volkshaussaales, als es galt, den betrogenen Genossen die Wahrheit zu sagen? Auch nur das eine Wort über die Lippen zu bringen: „Genossen, wir haben unsere Kraft über schätz.“ Auch nur zu bekennen: „Wir haben uns verrechnet.“ Wo waren die Helden des Wortes, als nur ein paar kurze Worte am Platze gewesen wären, der Wahrheit entsprochen hätten? Sie saßen — am Vorstandstisch, aber sie fanden die Worte nicht. Besser gesagt: sie hatten nicht den Mut, zur Wahrheit zu stehen. Sie schwiegen und ließen andere reden, aber eben nicht die Wahrheit. Sie ließen, obwohl der Boden unter den Füßen wankte, obwohl von Bern mit Achselzucken Ablehnung der Aktion und aus der ganzen übrigen Schweiz noch deutlichere Winke kamen, obwohl die Eisenbahner klipp und klar ein Mitstreiken als unmöglich bezeichneten, sie ließen von neuem die verheißungsvolle Botschaft eines möglichen Landesstreikes verkünden, sie sahen mit verschrankten Armen zu, wie der Beschuß zur Fortsetzung des Streikes gefaßt wurde. Und so mußte denn diese von oben herab begonnene Aktion am Montag Vormittag von unten heraus beendigt werden als ein klägliches Fiasco, d. h. die einzelnen Gruppen setzten den Kampf fort oder beendigten ihn von sich aus, je nachdem sie es für gut fanden.

Und es ist gut so! Wir sind heute in der Lage jener Deutschen, die für ihr eigenes Land die Niederlage wünschen mußten, weil es nur so innerlich erlöst werden konnte von Lüge und falschem Schein, weil nur eine Niederlage dem Volk die Augen zu öffnen im Stande war darüber, daß es die Regierung hatte, die es doch eben auch verdiente. Und das ist nun doch die letzte Hoffnung, die

man haben kann beim Rückblick auf den schmählichen Streit: Lüge und Schein möchten verschwinden und die Sache als das dastehen, was sie sein will. Und der Personenkultus gegenüber Modehelden möchte endgültig zusammengefallen sein. In diesem Sinne könnte der vergangene Streit der Anfang zur Gesundung innerhalb der Partei werden, wenn eine solche Sache noch möglich ist. Wenn genug tapferer Wille, genug persönliche Unerstrockenheit und Unabhängigkeit auf Seiten der Genossen und eine entschlossene Abkehr vom begangenen Weg auf Seite der Führer aufgebracht würde, dann wäre unserer Partei Heil widerfahren. Dann wüchse die Kraft, die „Reaktion“ zu ertragen, ja dann könnte man dieser Reaktion beinahe freudig gegenüber treten: sie wäre schon besiegt ehe sie nur recht hätte auftreten können. Dann wäre auch der Nährboden wieder da für echte Solidarität, die nur auf gegenseitigem Vertrauen recht gedeihen kann. Dann stünde die Partei morgen schon wieder aufrecht wie eine geschlossene Phalanx und dürfte sich zu neuem, verheizungsvollem Kampfe anschicken. Dann fände sie den Weg, die Diktatur in ihrer Mitte auszumerzen, und wahrhafte Demokratie zu verbinden mit wirklicher Einigkeit. Dann wären keine Sensationen und Phrasen mehr nötig, dann genügte ein schlichtes tapferes Wort, um die Massen zu begeistern für die alten großen Ziele.

Ob das „Utopie“ ist? Das wird sich zeigen. Aber die Entscheidung wird nun doch kommen müssen. Darum ist dieser Streit ein Glück im Unglück, ein verheerender Sturm, der doch wieder wenigstens die drückende Schwüle beseitigt und reinere Luft gebracht hat.

Möchte man in Parteikreisen diese Entscheidung spüren. Sie reinlich, tapfer, groß durchzufühlen ist der einzige Weg, aus der Niederlage einen Sieg werden zu lassen, die gute Sache, die befudelt wurde, zu retten.

Das „Bürgertum“ jubelt, seine Presse frohlockt. Sie freuen sich über allen Schmutz, den sie am Kleid ihrer Gegner sehen. Obschon sie ihn in ebensolcher Art, schon lange daran gewöhnt, auch an ihrem Gewand schauen könnten, wenn sie die Augen dafür hätten. Sie wissen immer noch nicht, daß die letzte Schuld an solchem Schmutz nicht bei der jungen sozialdemokratischen Welt zu suchen ist, sondern daß diese nur erblich belastet wurde.

Man will auf dieser Seite nichts mehr eingestehen. Und freut sich über den verunglückten Streit auch darum, weil er ja so schön alles und jedes rechtfertigt, was man der Partei an Bosheit und Unvernunft für gewöhnlich in die Schuhe zu schieben beliebt. Man klammert sich mit naiver Entrüstung und innerer Freude an die verunglückte Aktion und schlachtet sie aus. Und vergisst, daß die

ganze Dede, die sich da aufgetan, im letzten Grunde nur die natürliche, wenn auch nicht die einzige denkbare, Frucht der bürgerlichen Welt ist. Nach Jahrzehntelangem Kampf, Erbitterung, Hass, Unterdrückung, Verleumdung, Lüge gegenüber der sozialistischen Gegnerschaft macht man sich freilich lächerlich, wenn man vom selben Gegner Sanftmut, Freundlichkeit, Vertrauen, Wahrhaftigkeit, Helden-tum verlangt. Darum hat vor allem die „Reaktion“ keine Spur von tatsächlichem Recht auf ihrer Seite. Man sollte sich vielmehr ehrlicherweise damit begnügen, einmal recht kräftig bei sich selbst zu fehren, den ungeratenen Sohn — Sozialdemokratie genannt — auf sein eigenes Schuldkonto buchen und sich ob solcher Früchte für sich selbst schämen! Dazu fehlt freilich der gute ehrliche Wille und die rechte Einsicht. Man gefällt sich in der echten, prozigen Reaktion.

Aber diese ganze frisch-fröhliche Art des „Reagierens“ auf eine — in dieser kläglichen Form — sehr willkommene Aktion würde von selbst in sich zusammensinken, wenn innerhalb der Unterlegenen eine Neuordnung stattfände, eine Umkehr ins Werk gesetzt würde. Auch diese Reaktion ist deutlich mit dem Zeichen der Angst gestempelt. Diese Angst würde wiederum zur Ohnmacht und Ratlosigkeit, wenn ein großer Zug hineinkäme in die Partei. Wenn Wahrhaftigkeit und wirkliche Einigkeit den Grund bilden würden für kommende Kämpfe. Das sind die Waffen des Proletariates, seine eigenen, selbstgeschaffenen. Allen Zug und Trug, alle Gewalt und alle politische Routine schaut es der alten Welt ab. Sie werden es verderben. Leben kann es nur, wenn es in jedem Kampf und jeder Aktion, in Mittel und Verkündigung für eine neue Welt einsteht. Darum geht es heute um Leben oder Tod der Partei. Wofür wird sie sich entscheiden? — — —

Die vorstehenden Ausführungen waren geschrieben, als der Verfasser Gelegenheit erhielt am Parteitag in Basel teilzunehmen. Die Tagung hat auf den Weg zu einer neuen Welt, die das Proletariat vor sich schaut und erkämpfen will, die Waffen der alten Welt in ihrer schlimmsten Form sich erwählt. Noch sollen sie nicht losgelassen werden. Aber sie stehen bereit. Und die Führer haben Generalvollmacht erhalten, sie zu gebrauchen. Es ist eine Entscheidung von historischer Bedeutung, wie sie am 16. August 1919, nachts halb zwölf Uhr, gefaßt und mit dem Gesang der Internationale gefeiert wurde. Über diesen ersten Schritt auf neuem Pfad und seine Bedeutung wird noch zu reden sein. Eines aber ist heute schon klar, mag man auf Seite der Befürworter auch beschönigend und beschwichtigend geredet haben: auf dem Boden dieses neuesten Beschlusses ist alles, was bis anhin nur letzte, schlimmste Perspektive war, möglich geworden. Die Urabstimmung kann nun noch zeigen, daß vielleicht die Zuversicht zu diesem neuesten Versuch verzweifelter Endzielpolitik nicht so groß ist, wie

es der einseitig beschickte, unter dem Einfluß momentaner Erregung stehende und wohl nicht durchaus objektiv urteilende Parteitag möchte glauben machen. Steht auch sie aber unter der Hypnose des Bolschewismus, dann wird die Forderung einer scharfen Prüfung der ganzen Parteifrage akut.

R. Straub.

Rundschau.

Die verhängnisvolle Wechselwirkung.¹⁾

I. Das Memorial Wille. Das Memorial, das unser gewesener General Wille letzten Spätherbst an den Bundesrat gerichtet hat und das nun endlich veröffentlicht worden ist, stellt ein Dokument von großer Wichtigkeit dar, insofern es auf unsere geistige und politische Lage ein Licht wirft, das deren ganzes Elend aufzeigt.

Wenn man verstehen will, was dieses Schriftstück bedeutet, muß man sich an die Legende über den Generalstreik vom letzten November erinnern, die landauf, landab geglaubt wird. Darnach wäre dieser entstanden, um eine „bolschewistische“ Revolution durchzuführen, er hätte durch die damit geschaffene Landesgefahr das große Militäraufgebot gegen Zürich nötig gemacht und dieses wieder hätte dann die vielen Grippeopfer verursacht. Mit dieser Legende, besonders dem zuletzt genannten Punkt, wird namentlich auf dem Lande immerfort die Wut der Bevölkerung gegen die Arbeiterschaft geschürt. Wir haben uns von Anfang gegen diese Legende, die eine rechte „Lügende“ ist, gewehrt, aber ohne Erfolg. Wir verlangten, daß man mit den Beweisen für jene Verschwörung herausrücke — umsonst. Wir forderten besonders nach den Erklärungen, die Gustav Müller im Nationalrat über das Willesche Memorial abgegeben hatte, gründliche Aufklärung darüber — vergeblich. Auch der Generalstreiksprozeß wurde zuerst erledigt, ohne daß dieses Beweisstück ersten Ranges zu Gunsten der Angeklagten von derjenigen Behörde, die schließlich die oberste Hüterin von Recht und Ordnung in unserem Lande zu sein beansprucht, herausgegeben worden wäre. Man ließ sie verurteilen, ließ weiteren Stoff für das Feuer des Bürgerkriegs anhäufen. Es galt ja dem politischen Gegner!

Und nun? Nun kann alle Welt wissen, wie die Dinge gegangen sind. Nun kann man beurteilen, ob wirklich der Generalstreik das Militäraufgebot verursacht hat oder umgekehrt. Nun kann man erfahren, ob man wirklich etwas von „bolschewistischer“ Revolution wußte oder bloß Gespenster sah. Nun kann man sehen, wer die Grippeopfer auf dem Konto hat. Weder die Zürcher Regierung noch sonst eine Behörde hat etwas von einem geplanten Staatsstreich gewußt.

²⁾ Wegen Raumangest zum Teil von der letzten Nummer auf diese verschoben.